

Festsprache

ZUR 80-JAHR-FEIER

DER SEKTION FREIBURG-BREISGAU
DES DEUTSCHEN ALPENVEREINS

VON Dr. EKKEHARD LIEHL

F

8 S 63

FS

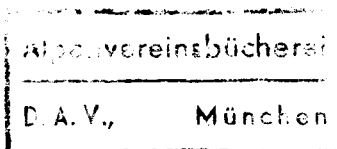
(1960)

**Archivexemplar
nicht ausleihbar**

~~8 E 191~~

8 S 63 FSC 1960

Archiv - Ex.



62 472

Meine lieben Bergfreunde!

Ein Anlaß wie heute, die 80-Jahrfeier einer Sektion, die sich selbst wie ein Organismus immer wieder erneuernd, allen Stürmen der Zeit getrotzt hat, und die, das hat sich auf unseren diesjährigen Bergfahrten gezeigt — heuer so lebendig ist, wie man sie nur wünschen mag — ein solcher Anlaß verlangt mehr als ein paar Worte des Rückblicks. Meine eigentliche Domäne, ein wissenschaftlich, alpines Thema, eignet sich nicht zu dieser Gelegenheit. Und ein Erlebnisbericht, der stellvertretend für unser aller Bergerlebnisse in diesen Jahren der heutigen Rückschau stehen könnte, erscheint mir zu dürftig, wenn ich meine eigenen alpinistisch nie sehr anspruchsvollen Bergfahrten überdenke. Meine Überlegungen, was Ihnen heute hier zu sagen ich wohl beauftragt sei, mündeten deshalb immer wieder in den Gedanken: Wenn es nicht Erlerntes und nicht Erfahrenes sein kann, dann kann es eigentlich nur das Fazit des Ganzen, dann kann es nur eine Art inneren Bekenntnisses *meiner* — und ich will versuchen, ein wenig davon zu erfassen: *unser aller* — aus vielen Bergwanderjahren gewonnenen Einstellung zur Bergwelt sein, was bei solchem Anlaß aufklingen muß.

Das mag vielleicht ein wenig anspruchsvoll klingen, möchte es aber gar nicht sein. Es soll sich ja nicht um das Bekenntnis eines Einzelnen handeln, sondern um die in jedem Alter und vor jeder Unternehmung wieder neu gestellte Frage nach dem Sinn unseres Tuns, wenn wir unsere Freizeit und unsere Kraft immer wieder den Bergen zuwenden. In jüngeren Jahren haben wir nicht lange gefragt, wir haben das Seil eingepackt, den Rucksack geschultert und sind losgezogen, uns in aller inneren Offenheit dem hingebend, was auf uns zukam, und das neu und erregend zugleich war. Aber wir Älteren wissen, daß die Frage nach der inneren Einstellung zur Bergwelt, die letzten Endes — für den Kletterer und für den Wanderer, für den Botaniker oder Geologen unter uns — immer wieder das Verhältnis zur unberührten jungfräulichen Natur, zum Uebekannten überhaupt, berührt, daß eben diese Frage immer drängender und tiefer an uns herantritt, je älter wir werden. Sie stellt sich zwingend, wenn wir mit anderen zusammengehen wollen, auf deren Kräfte und Erwartungen wir unsere eigene Planung einzustellen haben. Das gilt schon für die unvergeßlichen Wanderungen zu zweit, mit einem Menschen, dem man sich zutiefst verbunden fühlt, und dem man das eigene Erlebnis und die eigene Einstellung zur Bergwelt vermitteln möchte — so behutsam vermitteln, daß er sie wie seine eigene erwerben möge. Das gilt wieder, wenn wir mit den eigenen Kindern in den Jahren ihres Heranwachsens in die Berge ziehen, und es gilt ganz besonders, wenn wir berufen sind, auch einmal eine Gruppe in die Berge zu führen, die ganz verschieden zusammengesetzt sein mag. Vielleicht sind es junge Kameraden, die Technik und Gefahren des Bergsteigens erlernen wollen, vielleicht sind es Studenten, die je nach ihrer Fachrichtung ganz bestimmte Ziele in der unerschöpflichen Naturschule der Alpen — der schönsten Schule, die die Welt kennt — verfolgen, vielleicht sind es Ältere, evtl. sogar noch unbekannte Auch-Bergwanderer, die der Wunsch nach Führung, Schutz und Kameradschaft im gemeinsamen Aufsuchen des Bergerlebnisses zur Teilnahme an einer solchen Wanderung treibt.

Die Frage nach dem Sinn und Ziel unseres Tuns und nach den Möglichkeiten, dieses Ziel innerhalb der Grenzen unserer Fähigkeiten und Kräfte zu erreichen, stellt sich uns Älteren zuerst unmerklich, aber doch mit jedem neu zurückgelegten Jahr und bei jedem Bergurlaub aufs Neue gebieterisch genug, wenn wir — das Leben will es nun einmal nicht anders — langsam unsere Ziele zurückstecken, unsere Grenzen schärfer erkennen müssen. Manche wollen mir das vielleicht nicht recht glauben, wenn ich so, frisch aus den Bergen zurückgekehrt und mit der entsprechenden Hautfarbe, vor Ihnen stehe; aber es ist doch so. Und es mögen vielleicht gerade die Jahre, in denen ich stehe, sein, die für den einen ein wenig früher, für den anderen ein wenig später, für den Außenstehenden vielleicht noch nicht so deutlich erkennbar, uns solche Gedanken geradezu aufzwingen, weil uns bei jeder größeren Bergfahrt das Erreichen der eigenen Grenzen nun öfter und früher und vielleicht überraschend begegnet. Weil wir noch um das Gleichgewicht zwischen Wünschen und Können ringen müssen, weil uns dieses Ringen noch ein wenig neu und ungewohnt ist, ist die innere Schau nach Sinn und Ziel umso wichtiger. Manche Begegnung mit einem Älteren, der bereits neidlos und voll Freude auf die unverbrauchten scheinbar unerschöpflichen Kräfte des Jüngeren zu schauen vermag, weil er — das innere Ziel seiner Bergwanderung kennend — jenes Gleichgewicht bereits gefunden hat, kann nun zur Offenbarung für uns selbst werden.

Die Frage nach dem Sinn und Ziel unseres bergsteigerischen Tuns muß darum für jeden einzeln, für jedes Lebensalter immer wieder neu, ja eigentlich für jede besondere Unternehmung erneut gestellt werden und verlangt eine Antwort, wenn anders wir nicht vielleicht mit einer Enttäuschung aus den Bergen zurückkommen wollen. Wir werden heutzutage oft genug enttäuscht; wollen wir auch aus dem Bergurlaub als Enttäuschte zurückkehren?

Die Antwort, so möchte uns scheinen, wird für jeden einzelnen anders lauten; sie wird für jedes Lebensalter verschieden sein und muß beinahe für jede Unternehmung ein anderes Gesicht bekommen; sie wird so wenig allgemeingültig sein, so dünkt uns, als der individuelle fragende Menscheng Geist überhaupt sein kann. Und daß Bergsteiger zu den ausgeprägtesten Individualisten zählen, das hat noch niemand zu bezweifeln gewagt. Und dennoch enthält diese Antwort trotz aller Verschiedenheit der Voraussetzungen, der Fähigkeiten und Kräfte, trotz aller Unterschiede der Herkunft und Bildung, der inneren Lebensgrundsätze und des Temperaments und Charakters unbedingt ein Gemeinsames, soweit echter Bergsteigergeist reicht. Könnten wir uns sonst innerhalb der Sektion so aus allen Berufen und Bildungsständen, aus allen Lebensaltern und Wirtschaftsbereichen zusammenfinden, daß eine Großfahrt, deren Teilnehmer äußerlich gesehen doch nur der Zufall der listenmäßigen Anmeldung zusammenbringt, so bis ins Letzte harmonisch und schön verlaufen kann, wie wir das in diesem Sommer erlebt haben? Könnte sonst eine Gemeinschaft entstehen, in der keiner nach der Herkunft und dem Geldbeutel und den Vorleistungen des anderen fragt, und in der der wegen seiner zufälligen größeren Erfahrung dazu berufene Fahrleiter in keinem einzigen Augenblick das Gefühl haben muß, seine ihm übertragene Machtbefugnis einsetzen zu müssen, um so etwas wie einen gemeinsamen Willen zu befehlen? Das Wissen um das gemeinsame Ziel, um die für alle gültige Idee, gibt ihm das schöne Bewußtsein, nur primus inter pares, Beauftragter unter Gleichgesinnten zu sein; und so soll es sein in einer echten Gemeinschaft.

Aber es genügt nicht, heutzutage schon gar nicht, von der gemeinsamen Idee, vom für alle gültigen Gedankenziel, vom „Bergsteigergeist“ schlechthin zu spre-

chen. Solche Worte werden leicht zum Schlagwort und richten dann mehr Schaden an, als daß sie uns nützen. Wir müssen sie schon mit einem Inhalt erfüllen, wenn sie nicht hohl bleiben und vor den Angriffen unserer Zeit, die keine Zeit hat, nachzudenken und sich zu besinnen, zusammenbrechen sollen. Wir müssen uns ehrlich und nachdrücklich fragen, worin denn das wirklich Allgemeingültige unseres oft zitierten Bergsteigergeistes bestehe. Die Antwort ist uns heute nicht leicht gemacht in einer Zeit, in der die Zivilisation mit Hilfe ihres besten Verbündeten, der Technik, ihre Arme heischend bis zu den höchsten Gipfeln ausstreckt und Alltag und Geschäft dorthin trägt, wo wir vor ihnen zu entfliehen glauben, heute, da die Maschine nicht nur den bewußten Bergsteiger, sondern auch die undefinierbare Masse der Neugierigen und Genießer dorthin führt, wo wir die Freiheit vor eben diesem Massenanspruch an die allzumenschliche Genußsucht und Bequemlichkeit suchen. Vielleicht hatten die Bergwanderer einer früheren Zeit, als solch Überangebot von Möglichkeiten und Komfort, von Ideen und Zerstreung in den Bergen noch völlig undenkbar war, es leichter, sich zu fragen, warum sie eigentlich in die Berge gingen, was es sei, was sie immer wieder dorthin trieb. Auch wenn sie sich der eigentlichen Hintergründe nicht bewußt wurden, waren sie — damals freilich nur wenige Auserwählte — den Bergen verfallen, ehe sie sich dessen recht erwehren konnten. Und wir Älteren können dieses „den Bergen verfallen“ aus eigenem Erleben immer wieder bestätigen, weniger deutlich von uns selbst, für die Bergsehnsucht schon eine uns immer begleitende Selbstverständlichkeit ist, als vielleicht von solchen, die wir zum ersten Mal in die Berge führen durften, die dann ein zweites Mal mit uns oder auch allein und zu höheren Zielen in die Berge zurückgekehrt sind, und deren alpinen Werdegang wir zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Wie bescheiden ist dabei die eigene Rolle, die wir hierbei haben spielen dürfen, wie ungeheuerlich ist der Anteil der ewigen Berge selbst mit dem ganzen Stimmungsgehalt ihrer Jahreszeiten, des Wechsels von Tag und Nacht und den unvergeßlichen Übergängen beider, mit der für den heutigen Städter unfassbaren Stille, wie sie sich gerade jetzt in den bei allen echten Bergsteigern so beliebten Spätherbstwochen so gewaltig offenbart, und die Christian Morgenstern in einem Gedicht einmal anredete

„Brausende Stille, wie lieb ich dich . . .“

Nicht immer war das „Den-Bergen-verfallen-sein“ ein Ziel, das erstrebenswert und gut schien. Petrarca, den wir ja zu den Erzv Vätern des Alpinismus zählen müssen, weil er 1336 zwar nicht den höchsten und schwierigsten Berg — am damaligen Können gemessen — bestieg, sondern weil er 1332 den Mont Ventoux zu keinem anderen Zweck als zu einer Bergbesteigung erklimmte und zum allerersten Mal seine Eindrücke und Gefühle hierbei in seiner wunderbaren Sprache beschrieb und damit seiner Zeit vorauseilte, — Petrarca, der so eigentlich schon als Mensch der Renaissance bezeichnet werden muß, wurde auf dem Gipfel selbst wieder zum Scholastiker. Dort schlug er der tieferen Versenkung wegen die „Bekanntnisse“ des heiligen Augustinus auf und traf auf die Stelle: „Da gehen die Menschen hin, die Höhe der Berge zu bewundern, und verlieren dabei sich selbst.“ Bedrückt und beschämt, so sagt er von sich selbst, habe er daraufhin den Gipfel verlassen, der ihm so unermeßliche Eindrücke geschenkt hatte.

Die Zeiten sind anders geworden. Wenn Augustinus, aus der beschaulichen Ruhe seiner klösterlichen Behausung herauskommend, in der Erregung des Bergerlebnisses sich zu verlieren fürchtete, so hoffen wir heute, gerade dort dieses verlorene Selbst wiederzufinden.

Aber gehen wir ruhig noch weiter zurück, um eine Antwort auf unser Fragen zu finden. Es gibt in der Biologie ein Grundgesetz. Das besagt etwa soviel, daß jeder einzelne in seiner Entwicklung von der Keimzelle bis zum Vielzellenstaat mit seinen zahlreichen besonders sinnvoll konstruierten Organen einen großen Teil der stammesgeschichtlichen Entwicklung wiederholen muß. Was primitivere, heute nur noch als Versteinerungen bekannte Lebewesen in Jahrtausenden und Jahrmillionen entwickelt und erreicht haben, das muß der einzelne Organismus in *seinem* Maße ebenso von Grund auf neu schaffen. Auch im Geistigen ist es nicht anders: Als Väter versuchen wir unsere Kinder nach unserem Bilde zu formen, als Ältere wollen wir der Jugend unsere Erfahrungen mitgeben, um sie vor Kummer, der uns ja auch nicht erspart blieb, zu bewahren. Aber sie wollen ihre Erfahrungen selbst machen, und nur dann haben sie auch Bestand. Und wir können doch nichts anderes tun, als dem, was in sie gelegt ist, die rechte Freiheit der Entwicklung zu verschaffen, damit etwas Rechtes daraus werde, ob es in unser Bild paßt oder nicht.

Nicht anders ist es wohl auch mit der alpinen Idee, mit dem, was wir von Jugend an und immer wieder in den Bergen suchen. All das hat die Menschheit auch schon vor uns erlebt, wenn auch auf ihre Weise und in einer anderen, in einer beneidenswert viel klareren Umwelt. Gehen wir soweit zurück, als die Berge noch völlig unberührt waren und vom Menschen gemieden wurden:

Überall, wo Raum und Zeit kein Ende zu haben scheinen, im Ozean oder im Hochwald — dort, wo der Mensch still wird vor der Größe der Schöpfung — wohnten damals die Götter. Vor allem aber saßen sie auf den höchsten Bergen: Im alten Griechenland auf dem Olymp und Parnaß; auf dem Sinai empfing Moses die Tafeln der zehn Gebote; und noch heute pilgern alljährlich Tausende auf Japans heiligen Berg, den Fujiyama. Und stellen wir nicht selbst Wallfahrtskapellen auf die Höhen und Gipfelkreuze auf die höchsten Spitzen? So ist der Alpinismus ganz zweifellos religiöses Ursprungs, und dort, wo uns, auf schmalen Gipfel stehend, überall der Himmel zu umgeben scheint, da kann sich keiner von uns der Gipfelandacht entziehen. Aber eng mit der *Ehrfurcht*, dem ältesten Gefühl des Menschen gegenüber dem Berg oder dem Göttlichen, das er in der Gestalt des Berges empfand, ist auch die *Furcht* verschwistert: Trolle und Riesen, Hexen und Zwerge verkörpern die zerstörenden Mächte der Natur, und auch Dante verlegte sein Inferno schon damals in einen Berg.

Ehrfurcht und Furcht geboten Jahrtausende lang dem Menschen, die Berge selbst zu meiden. Aber Krieg und Geschäft ließen solche Gefühle in den Hintergrund treten. Schon im Altertum hätte man Mars als Vater des Alpinismus bezeichnen können: Kyros der Jüngere zog durch den Taurus, Xenophon bei seinem sagenhaften Zug der 10 000 durch die Hochgebirge Armeniens, Alexander der Große 334 wieder über den Taurus und mit 40 000 Mann sogar über den Hindu-kusch. Unglaublich schien den Römern, daß Hannibal mit einem Heer von 100 000 Mann und 37 Kriegselefanten die Westalpen überqueren könne, und doch ist es ihm gelungen; wahrscheinlich war es der 2950 m hohe Col de Traversette, den er als Übergang benützte. Ein ganzes Volk, die Kimbern und Teutonen, kam im Jahre 106 v. Chr. über die Berge und löste nicht minderen Schrecken in Rom aus. Auch Julius Cäsar überschritt mehrfach die Westalpen; seit 45 n. Chr. wird die Überschreitung der Ostalpenpässe zur Regel und Noricum römische Provinz. Zwölf Römerstraßen liefen über die Alpenpässe; auf ihnen folgte dem Krieger der Händler.

Freilich, die Schönheit der Berge sah man nicht, Krieg und Handel hatten nicht Sinn und Zeit. Die Pässe waren die höchsten Punkte, die man erreichte; sie schon wurden als „Berge“ bezeichnet und tragen noch heute die entsprechenden Namen: Der Mont Cenis, der Arlberg. Daß die eigentlichen Berge daneben viel viel höher aufragten, übersah man ganz. Nur wenige Auserwählte gab es, die so wie Kaiser Hadrian wirklich einmal einen Gipfel erklommen. Von ihm wissen wir, daß er den Ätna im Jahre 130 n. Chr. erstieg, um von dort den Sonnenaufgang über dem Meer zu bewundern.

Die Straßen der Römer waren im Hochmittelalter verfallen. Händler und Krieger bewegten sich auf Saumpfadern, die den Namen Straße kaum verdienten. Umso bewundernswerter ist die Leistung der 70 deutschen „Römerzüge“ zwischen 754 und 1452; die meisten gingen über den Brenner. Und eine wirklich alpine Tat war es, als Kaiser Heinrich IV. mitten im Winter 1077 mit seiner Frau Bertha und seinem Kinde den Mont Cenis überschritt.

In der Kunst spiegelt sich die durch Krieg und Handel verlorene Ehrfurcht vor den Gipfeln getreulich wieder. Auf den Bildern des Hochmittelalters gibt es keine Natur und schon gar keine Berge im Hintergrund; erst die Renaissance stellt Menschen und Heilige wieder vor den gewaltigen Hintergrund des Hochgebirges. Ein ganz früher Markstein hierfür ist der berühmte „Fischzug Petri“ des Konrad Witz. Nicht der See Genezareth ist 1444 der Schauplatz des biblischen Geschehens, sondern der Genfer See mit dem Hintergrund des leuchtendweißen Mont-Blanc. Und hat nicht Dürer von seinen beiden Italienreisen über den Brenner unzählige Skizzen des Hochgebirges, das so gewaltigen Eindruck auf ihn machte, mitgebracht und später in zahlreichen Bildern und Stichen verwertet? Albrecht Altdorfer und Lionardo, der als 60jähriger einen hohen Berg, aber sicher nicht den Monte Rosa, bestiegen hat, und Wolf Huber — sie alle sind als Künstler Zeugen des großen Einstellungswandels, der sich schon bei Petrarca andeutete. Seine Mont Ventoux-Besteigung 1336 haben wir ja schon anfangs an die Wende dieser Auffassung gestellt.

Im 16. Jahrhundert sind es zum ersten Male Wissenschaftler, die das im Volke nie verlorene Gefühl der Furcht überwinden und dennoch der Ehrfurcht vor der Berge Größe und Schönheit sich nicht entziehen können. Conrad Gesners Pilatusbesteigung ist durch seine eigene Beschreibung berühmt geworden. Angeblich war die Leiche des Landpflegers Pilatus auf den Berg verbannt; seine Ruhe durfte nicht gestört werden, und die Besteigung war streng verboten. Aber schon Vadian hatte diese Sage als „Kinderei“ verworfen und Gesner nennt, 1555 vom Pilatus zurückkehrend, das Bergsteigen „die angenehmste Ergötzung aller Sinne“. In einem schon 1541 von ihm geschriebenen Brief finden wir wohl zum ersten Mal all das, was uns auch heute in den Bergen bewegt, und selbstverständlich waren für den Botaniker Gesner die Blumen des Hochgebirges zunächst das Eindrucksvollste, was ihm begegnete.

„Ich bin fest entschlossen, jedes Jahr, solange mir Gott das Leben schenkt, einige Berge oder doch mindestens einen zu besteigen, und zwar zur Zeit, da die Bergflora in voller Blüte steht, sowohl um diese zu untersuchen als auch um meinem Körper eine edle Übung und meinem Geist eine Freude zu verschaffen. Welches Vergnügen, welche Wonne gewährt es doch dem Geiste, die ungeheuren Bergmassen zu bewundern und das Haupt bis in die Wolken zu erheben! Die Geisteschwachen hocken untätig zu Hause, ... sie wälzen sich im Kote, durch Profit und gemeine Begier verwirrt; die Jünger der Weisheit aber werden stets das leibliche und geistige Auge an den Schauspielen des

irdischen Paradieses weiden, unter denen nicht die letzten Herrlichkeiten die schroffen Gipfel, die unzugänglichen Abstürze, die himmelanstrebenden Wände, die zerklüfteten Felsen sind.“

Gesner gipfelt an anderer Stelle in dem Satz: „Welch anderes Vergnügen kann wohl in dieser Welt so hoch, so wertvoll, so vollkommen sein wie das Bergsteigen?“ Und sein Kollege, der Wiener Hofbotaniker Clusius (1574) nennt Menschen, auf die die Bergriesen keinen Eindruck machen, „Dummköpfe, Frösche und träge Schildkröten“.

Nun erscheinen auch die ersten wissenschaftlichen Werke über die Alpen, die Alpen-Topographien des Schweizers Tschudi und der „Comentarius de Alpibus“ von Josias Simler (1574), in dem zum ersten Mal auch auf die Gefahren des alpinen Bergsteigens, auf Technik und alpine Ausrüstung hingewiesen wird. Zum ersten Mal finden hier Steigeisen — mit drei Zacken! — finden Schneereifen, Schneebürste und Bergstock Erwähnung, aber die Kenntnis von derlei Dingen ging merkwürdigerweise bald danach wieder ganz verloren. Eigenartigerweise tritt nach so vielversprechenden Anfängen wieder ein völliger Stillstand ein, und für 200 Jahre scheint sich die Menschheit wieder ganz von der Natur zu entfernen. Nur noch als Theaterdekoration holt man Natur in die barocken Interieurs, und mit dem freiwachsenden Pflanzenreich haben die abgezirkelten Alleen von Versailles wenig zu tun. Vielleicht haben die Alpen selbst sich vom 16. Jahrhundert an gegen das rasche Eindringen der Wissenschaftler gewehrt. Nach den klimatisch so günstigen Jahrhunderten des späten Mittelalters, als so viele heute noch vergletscherte Pässe eisfrei waren, kommt der Gletschervorstoß, den wir als die „kleine Eiszeit“ bezeichnen, und sicherlich wurden die Alpen um vieles unwegsamer. Zweifellos aber hat auch der enorme Rückgang des Handels zwischen Deutschland und Italien nach der Entdeckung der Überseeeländer die Alpen wieder ganz in den Hintergrund des allgemeinen Bewußtseins verdrängt.

Erst das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, bringt die Befreiung vom höfischen Gepräge, von dem durch die Form beherrschten Lebensstil, und wieder sind es Wissenschaftler, aber auch Denker und Dichter, die nun die Berge aufsuchen und ihrer Begeisterung über das Erleben dort Worte verleihen. Albrecht von Hallers schon 1729 geschriebenes Gedicht „Die Alpen“ erscheint uns zwar heute mit seinen vielen Strophen langweilig und umständlich, aber seine Wirkung ist unzweifelhaft: Er erfaßt mit 11 Auflagen und zahlreichen Übersetzungen das ganze lesende Europa, das die Alpen ja nicht kannte. Haller popularisiert damals nach langer Pause des Vergessens als Wegbereiter des neuen von England ausgehenden Naturgefühls das „Jochwandern“ — so würden wir heute diese Form des Alpinismus bezeichnen, denn noch drangen die Gipfelbesteiger mit ihren bescheidenen literarischen Berichten nicht durch. Und immer wieder gibt es Rückschläge: Die Wirkung des Rousseauschen „retour à la nature“ ist ungeheuer, und dennoch verfälscht man das Rousseau wohlbekannte Almleben in der feinen Gesellschaft zum Schäferspiel.

Zu denjenigen Jochwanderern, die uns die neue Einstellung gegenüber den Bergen übermitteln, muß natürlich auch Goethe gezählt werden. 1775 steht er bereits auf dem Rigi, aber von dieser ersten Schweizerreise haben wir kaum einen literarischen Niederschlag. Schöllenschlucht und Gotthard erfüllen den Jüngling mit Bangen; er nennt sie „öde wie das Tal des Todes“. Anders seine zweite Schweizerreise 1779, die vier Monate währt und ihn ins Berner Oberland und an den Fuß des Mont Blanc führt. Seine Eindrücke aus dem Lauterbrunnental mit

dem Staubbach gipfeln in seinem Gedicht „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser“. Und von der großen Scheidegg schreibt er: „Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe . . .“ Vom Wallis kommend, steigt Goethe am 12. November über die bereits völlig verschneite Furka (2431 m) und kommt so wiederum zum St. Gotthard. Als Goethe seine dritte Schweizerreise unternimmt, ist alle Schwärmerei vorbei; er ist nun fast 50, ist Minister und Wirtschaftsexperte. Geologische Beschreibungen und volkswirtschaftliche Betrachtungen sind die Frucht seiner Beobachtungen. Dennoch hat auch der ältere Goethe eine der schönsten Naturbetrachtungen aus dem Hochgebirge wohl von dieser Reise her in Form gebracht. Es ist die Stelle im 2. Teil des Faust, da es heißt:

„Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
verkünden schon die feierlichste Stunde;
sie dürfen früh des ew'gen Lichts genießen,
das später sich zu uns herniederwendet.
Jetzt zu der Alpe grünesenkten Wiesen
wird neuer Glanz und Deutlichkeit gesendet,
und stufenweis herab ist es gelungen:
sie tritt hervor! und leider, schon geblendet,
kehr ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen.“

Hat Goethe von seiner dritten Reise vorwiegend wissenschaftliche Studien mitgebracht, so folgt er nur dem Zug seiner Zeit, denn gerade um jene Zeit werden überall die Gelehrten in den Bergen tätig; aber nun gehen sie aufs Ganze: nicht mehr nur die Pässe, sondern die höchsten Gipfel sind nun das Ziel der Physiker und Geologen, Geographen, Glaziologen und Botaniker. 1723 erscheint Johann Jacob Scheuchzers großer Reisebericht: *Itinera per Helvetiae alpinas regiones*. Und darin lebt Gesners Bergfreude nach 200 Jahren wieder auf: „Ich habe in diesen wilden und einsamen Gegenden mehr Vergnügen gefunden als zu den Füßen des großen Aristoteles, Epikur und Cartesius. »Etiam hic dei sunt« (Hier sind noch die Götter), sagt ein alter Weiser, und er hat recht; denn auf den Bergen begreift man die unendliche Macht, die vollkommene Güte und die Weisheit Gottes“ — wie anders klingt das als bei Augustinus und Petrarca! — „die Alpen sind wie ein Museum der Wunder der Natur.“ Nun begreift der denkende Geist die ungeheure Mannigfaltigkeit und die Übermacht der Höhe, die offenbar gottgewollt jedes Leben in den Bergen beherrscht. Wissensdrang und Gottesempfinden gleichzeitig führen den Menschen nun auf die Gipfel selbst.

1730 ersteigt Pfarrer Nikolaus Sererhard die Scesaplana; Klosterleute aus Engelberg stehen 1744 auf dem Titlis; und von da führt eine gerade Linie bis zu Saussure, der 1860 zum ersten Mal den Gedanken einer Mont-Blanc-Besteigung ernsthaft in Erwägung zieht. Es dauert freilich 26 Jahre, bis diese Absicht zur Ausführung kommt. Balmat ist es, der den von Saussure ausgesetzten Preis für den gefundenen Durchstieg durch die Gletscherbrüche am 8. 8. 1886 gewinnt und im folgenden Jahr Saussure mit 18 Führern zum Gipfel führt. Vier Stunden weilt man dort oben, führt Beobachtungen und Messungen durch; befriedigt stellt man fest, daß das Wasser tatsächlich bei 68° zum Sieden kommt. Aber immer stehen daneben auch die gewaltigen und feierlichen Eindrücke, die die Berge vermitteln.

Hohe Geistliche, immer auch mit wissenschaftlichen Interessen, gehören häufig zu den frühen Gipfelstürmern, und in den Ostalpen steht meist auch das Kaiserhaus

der Habsburger dahinter; von Maximilian I. über Joseph II., Franz I. (Schneeberg 1804) und seinen Bruder Karl, der 1812 den Dachstein erstieg, bis zu Erzherzog Johann hatten sie immer viel für die Berge übrig.

Altgraf Salm-Reifferscheid, der Fürstbischof von Gurk ist es, der ähnlich Sausure mit einer großen Expedition von 62 Personen im Jahre 1800 nach langen Vorbereitungen und Vorexpeditionen kleinerer Gruppen den Groß-Glockner erreicht, und ähnlich großzünftig ist auch die berühmte Expedition Erzherzog Johanns auf den Groß-Venediger 1828 aufgezogen. Sie führt damals noch nicht zum Ziel, und auch den Ortler hat der Erzherzog nicht erreicht. Er hatte zum ersten Mal vermutet, daß er höher sei als der Groß-Glockner; sein Jäger Pichler gelangt, die Ersteigung vorbereitend, 1804 als der erste Mensch auf den Gipfel. Nun ist es die Politik, ist es der Verlust Tirols im Jahre 1806, der den österreichischen Fürsten zum Verzicht auf den Gipfel zwingt.

In Erzherzog Johanns Begleitung befand sich am Venediger auch ein nachmals als Alpinist weit berühmter Theologie-Professor aus Salzburg; es war Peter Karl Thurwieser. Sechs Dutzend Hochgipfel hatte er erstiegen, darunter Groß-Glockner und Ortler, Otztaler Wildspitze und Similaun, und das wollte damals wohl etwas bedeuten. Er sagte mit 76 Jahren von sich selbst, daß ihm „ein einziger Tag auf hohem Berge eine frohere und nachhaltigere Abwechslung brachte, als die buntesten Vergnügen im Tal“, und ganz gewiß entsprang seine stolze Gipfelliste nicht irgendeiner Rekordsucht; denn Ludwig Richter sagt von ihm: „Wenn Thurwieser vom Glockner sprach, nahm seine Stimme den Ton der Ehrfurcht an, wie die Newtons, wenn er den Namen Gottes nannte.“

Damals war eigentlich der Alpinismus, so wie wir ihn kennen und betreiben, zum vollen Durchbruch gekommen. Gebirgswanderungen werden in der Biedermeierzeit sozusagen große Mode. Raimund, Bauernfeind und Grillparzer stiegen in die Berge und von Nikolaus Lenau, der 1831 auf dem Traunstein stand, besitzen wir ein unvergeßliches Gedicht „Die Alpen“:

„Alpen! Alpen! Unvergeßlich seid
meinem Herzen ihr in allen Tagen.
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
hab ich es zu euch hinaufgetragen . . .

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen.
Kräuterdüfte fächelten dem Gast,
eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Lerche sang ihr lustverwirrtes Lied
schweigend strich der Adler durchs Gesteine,
und die Gipfel, als die Sonne schied,
schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Herde irrt' am Wiesenhang,
Kühe weidend pflückten ihre Beute,
und die Glock' an ihrem Halse klang
für die Kräuter sanftes Sterbelaute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
jener Kluft herüber mit den Winden;
wo so hoher Frieden überall,
ließ die Ruh in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Mut zu jedem Kampf und Leid
hab ich talwärts von der Höh getragen.
Alpen! Alpen! Unvergeßlich seid
meinem Herzen ihr in allen Tagen.“

Dichter und Gelehrte, Geistliche und Philosophen suchen nun die Berge auf, Bergsteiger zugleich und offen für alles Erhabene und Gewaltige. Aus ihren Reihen gehen die Gründer der alpinen Vereine hervor, so Gottlieb Studer, der Schweizer Geologe, der 700 Gipfelpanoramen gezeichnet und den SAC ins Leben gerufen hat, und Anton Ruthner in Wien, Mitbegründer des Österreichischen Alpenvereins, der nicht weniger als 330 Gipfel verzeichnet. Mit diesen Männern ist aber auch das Expeditionszeitalter zu Ende und beginnt um 1850 die Zeit der Alleingehender und Führerlosen. Stephan Steinberger steht 1854 allein auf dem Groß-Glockner, führt wiederum allein die Erstbesteigung der Königspitze durch und muß in seiner Leistungsfähigkeit — alle Touren mußten, weil es noch keine Hütten gab, ja noch vom Tal bis wieder ins Tal führen — ganz unglaubliche Strecken und Höhenunterschiede bewältigt haben. Diesem Ostalpenpionier gleichzustellen ist in den Westalpen vielleicht noch am ehesten Johann Jakob Weilenmann aus St. Gallen, der sich über das Alleingehen schriftlich äußert:

„Welche untergeordnete Rolle eigentlich mit tüchtigen Führern der Tourist spielt; wie jene fast alles für ihn tun — für ihn denken, spähen, rekognoszieren, auf die guten und bösen Tritte ihn aufmerksam machen, hinüber und hinauf ihm helfen, ihm den Text lesen, wenn er nicht aufs Wort folgt — kurz: wie eine willen- und urteilslose Maschine ihn lenken. Wie ganz anders tritt er auf, ist er auf sich selber angewiesen! Wie da die schlummernden Kräfte erwachen! Da heißt's ein offenes Auge haben! Ob dir Sieg oder Niederlage bevorsteht, du weißt es nicht. Aber gerade diese Ungewißheit ist mit ein Hauptreiz. Manch unnützen Schritt magst du schon tun, vieles jedoch siehst du, das mit dem Führer dir entgangen wäre, lernst das Terrain besser kennen. Und hast du endlich den hohen Gebirgsthron errungen, wie stolz du alsdann bist, deiner Tatkraft allein den Sieg zu verdanken!“

Lassen Sie mich bei dem Schweizer Johann Weilenmann die Rückschau beenden; er war in Wirklichkeit gar kein Alleingänger wie sein viel besser bekannter Nachfolger Hermann von Barth, der noch kurz vor Nietzsche ein Herrenmenschentum im Bergsteigen predigte und vorexerzierte, wie es auf anderem Sektor in der Folgezeit unser Volk letzten Endes in die schwerste Katastrophe seiner Geschichte geführt hat. Ich möchte darum auch Hermann von Barths, des vielleicht erfolgreichsten Alpinisten aller Zeiten, Schriften hier gar nicht zitieren; seinen schwülstigen Stil können wir heute nicht mehr gut hören. Rief er doch einmal seinem in die Tiefe stürzenden Bergstock die Worte nach: „Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben.“ Weilenmann aber hat nur wenige Touren wirklich allein gemacht; meist suchte er sich Gefährten und teilte mit ihnen Anstrengung und Entbehrung und auch die Freuden des Gipfelsieges. So blieb er letzten Endes der bescheidene Mensch, der er war, das in seine Umwelt, in das Ganze der Schöpfung und das Zusammenleben mit seinen Mitmenschen eingespannte Lebewesen, dem keiner von uns zu entschlüpfen vermag, heute, nach den Erlebnissen der letzten drei Jahrzehnte, weniger denn je.

Fragen wir uns nach diesem Rückblick noch einmal, was denn das erstrebenswerte gemeinsame Ziel unseres Bergsteigens sei, so finden wir nach all dem Auf und Ab — ob wir sportlichen Zielen, der Wissenschaft oder sonstigen Dingen

nachgehen — die Antwort eigentlich schon in der allerfrühesten Zeit. In der konkreten Vorstellung der Antike lebten auf den Bergen Götter, gute und schlechte Geister, mit denen der Mensch zu rechnen hatte, die er aber nicht immer verstand, auch nicht, als er sie im Geiste mit menschlichen, vielleicht allzu menschlichen Eigenschaften und Begierden ausrüstete. Diese konkrete Vorstellung der Götterwelt liegt uns heute freilich fern; aber wohnt für uns nicht auch heute noch das Göttliche auf den Bergen? Wenn die Alten, der Ehrfurcht vor dem unverstandenen Göttlichen gehorchend, den Bergen fernblieben und den Einbruch in deren Bereich als Frevel betrachteten, so wissen wir heute, daß wir dem Göttlichen nicht mehr als menschenähnlichem Wesen dort oben begegnen. Darum dürfen wir uns ihm dort hinauf ruhig nähern, denn wir fühlen uns im Ödland, wenn wir uns vor der Technik und dem Lärm der Zeit nur die Ehrfurcht vor der unberührten Schöpfung erhalten haben, dem Göttlichen näher. Und war nicht in diesem unvergleichlichen Spätherbst mit seiner Klarheit und seiner Wärme und dem Tag und Nacht sichtbaren Gang der Gestirne jeder einzelne Tag wie ein siebenter Schöpfungstag?

Im Blick auf die Schöpfung in ihrem Urzustand, wie wir sie nur dort oben noch erleben können, im Blick auf die ganz unbeeinflussten und darum viel sichtbareren Kräfte des Naturgeschehens, auf Verwitterung und Abtragung, im Anschauen der unglaublich erscheinenden Farbintensität der Bergblumen und des viel enger aufeinander-Eingespieltseins von Pflanze und Tier, in der exakten Anpassung des Lebens an die Bedingungen des Klimas an der Grenze der Lebensmöglichkeit und so im Blick auf das Eigentliche des Lebens selbst, aber auch im Tiefblick in die Täler mit der Wohlgeordnetheit und Harmonie von Feldern, Wiesen und Siedlung — werden wir klein und begreifen. Dann wird uns der Gegensatz zu der in den Tälern flutenden Zivilisation bewußt, die im Alltag uns so ganz umgibt, die für Auge und Ohr, für Nase und Gaumen ihre eigenen Gesetze hat — letzten Endes dazu aufgestellt, um ihrem eigenen Motor zu dienen, um das gedruckte und geprägte Geld immer schneller und immer wieder anders zu verteilen. An solchem Gegensatz begreifen wir, was wir uns zu bewahren haben, warum wir immer wieder in die Berge zurückkehren, und wie wir uns ihnen zu nahen haben. In dem gleichen Gefühl, das die Alten von den Bergen fernhielt, in der unmittelbaren Nähe des Ewigen, im Stillwerden vor der unberührten unverfälschten Schöpfung der uns geschenkten Welt, da liegt das Gemeinsame all unseres bergsteigerischen Tuns. *Wie* wir es auch anpacken, in jedem Lebensalter, immer strebt unsere Bergsehnsucht diesem Ziele zu. Und gleichgültig, *wo* wir dem Berg begegnen; für ihre echten Kinder wird die Natur überall gerade das bereithalten. Da liegt aber auch die Forderung, die die Berge an uns stellen: *Erhalte du selbst in dir die Ehrfurcht vor der unberührten Schöpfung, die dir die Berge zeigen. Vor ihr neige dich dankbar und demütig, aber bleibe im Hinunterschauen Herr über Technik und Zivilisation, die heute all das, was die Frühzeit das Alpinismus noch nicht kannte, in immer größerem Massenaufgebot auf uns zu werfen droht. Das Verhältnis zwischen dem Menschen und der unberührten Natur, zwischen Mensch und Meer, zwischen Mensch und Bergwelt, wo sich eben uns Bergsteigern die Schöpfung am stärksten offenbart — es ist zu allen Zeiten dasselbe gewesen. Niemals aber ist die Forderung, die die Berge an uns stellen, so drängend gewesen wie heute. Halten wir sie fest für uns selbst, indem wir gelegentlich Rückschau halten in eine Zeit, in der es dem suchenden Menschengest noch nicht so schwer gemacht war, ihr nahe-zukommen, wo Paßstraßen mit Omnibussen und Bergbahnen mit Berghotels und Sessellifte mit Lautsprechern den Raum der Besinnung noch nicht so einengten wie heute.*

Der Andere

Wer schreitet, wenn ich wandre, mit,
die Wege über Plan und Halde,
wer raunt mir zu, was still ich litt,
kennt meine Brust in jeder Falte?
In jedem Wort ist er verhüllt,
das er mit Blut und Atem füllt.

Ich ahne ihn, der nicht zu sehn,
und er verweilt, wenn ich verweile.
Seltsames Miteinandergehn
das Tal hinab, hinauf die Steile.
Und was ich kaum im Traum gestreift,
in ihm zur Frucht und Blume reift.

Wir stehen still im Buchengrün,
und in den sanften Einsamkeiten
beginnt wie ich er zu erglühn
und an Erinnerung zu leiden.
Und wie ein Bach aus Felsentor
bricht er ans Licht aus mir hervor.

In ihm wird Innerstes Gestalt
und in das Äußere gewendet.
In meiner Dämmerungen Wald
ist er der Blitz, der jäh mich blendet.
Und allen meinen heiteren Stunden
mischt Blut er zu aus dunklen Wunden.

So still ist es. Kein Käfer schwirrt.
Nur goldne Dünste zitternd steigen.
Ich fühle, wie er Körper wird
in diesem atemlosen Schweigen.
Ich lösche aus in seiner Helle,
und er ist alles, Grund und Quelle.

Kilian Kerst

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000368431

G2 472
61 111 2

Alpenvereins-
Bücherei